



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Mission und Missionserfolge.

---



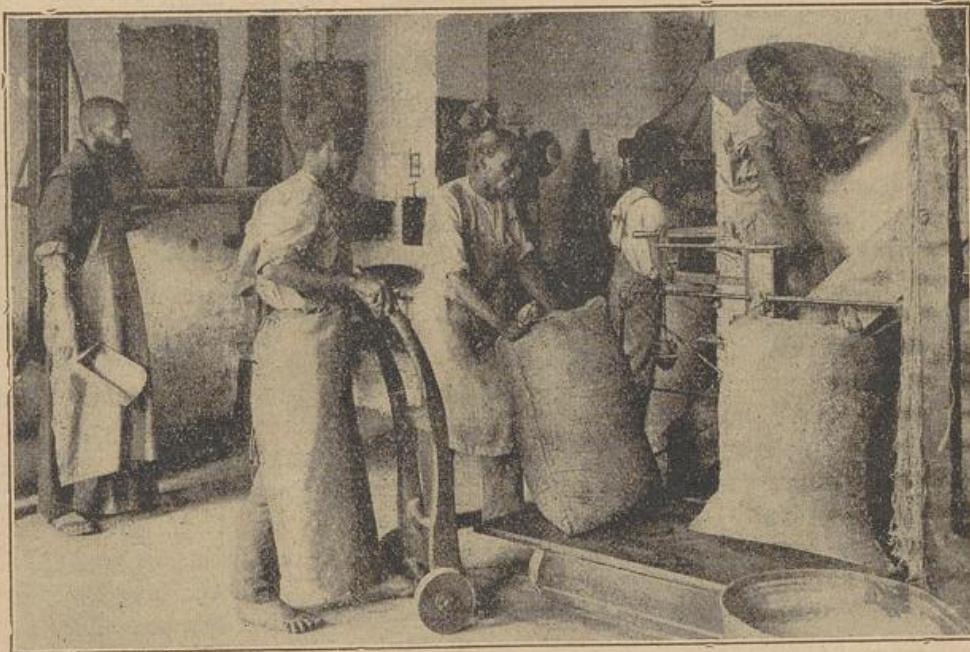
## Mission und Missionserfolge.

Von P. Ignatius Arnoz R. M. M.

Man bewertet für gewöhnlich eine Mission nach ihren Missionserfolgen, die sie aufzuweisen hat. Allein das ist der richtige Standpunkt nicht. Wie viele Missionsgebiete mag es geben, wo die Glaubensboten sich zu Tode arbeiten, und ihr Erfolg? Fast null und nichtig. Das Arbeiten scheitert an ungünstigen Bedingungen und Umständen. Meine eigene Praxis in der Weltseelsorge draußen in der Heimat hat mich dieses vielfach gelehrt. Ja, zuweilen geschieht es, daß sonst sehr fruchtbare Missionsgebiete auf einmal nichts mehr oder nicht viel tragen. Schuld daran ist nicht immer die Arbeit, oder sagen wir die vermeintlich nicht energisch genug betriebene Missionstätigkeit. Nein, auch da habe ich Erfahrung, wie irgend ein Zwischenfall, ob mit oder ohne Schuld verursacht, auf Jahre, Jahrzehnte und sogar länger hinans allen Hochbetrieb von Arbeit statistisch fruchtlos machen kann. Doch wo zu erst eine lange Einleitung? Als ich gegen Ende Mai des Jahres 1922 von einer dreiwöchentlichen, sehr lehrreichen Reise durch viele unserer Missionsstationen nach Mariannhill zurückgekehrt war, fiel mir zufällig eine amerikanische Zeitung in die Hände, die einen Artikel brachte über unsere Mission unter der bedeutsamen Überschrift: „Erstaunliche Erfolge (astounding success) einer deutschen Mission in Südafrika“. Wie berechtigt diese Überschrift ist, das lehrte mich eben meine Reise. Bei derselben ist mir besonders eines zum Bewußtsein gekommen, nämlich die Schwierigkeit der Missionierung im Kaffernlande Südafrikas. Um so mehr haben wir allen Grund, Gott für die Erfolge zu danken, die er trotz all der Schwierigkeiten uns geschenkt hat. Ich will aber hier nicht von Erfolgen reden, sondern nur von Schwierigkeiten, an denen unser Missionsgebiet zu leiden hat. Die Erfolge zu taxieren das ist Gottes Sache und Sache jener, die vorurteilsfrei das Erreichte zu würdigen verstehen.

Was für Schwierigkeiten also haben wir hier zu überwinden oder welche Hindernisse treten uns beim Missionieren in den Weg? Wenn ich einerseits unser Gebiet ins Auge fasse, seine Ausdehnung, seine geologische, klimatische Beschaffenheit und andererseits an unsere Leute denke (ich spreche hier von unseren männlichen Missionaren hauptsächlich), so liegt die allererste und größte Schwierigkeit schon klar auf der Hand: der Personenmangel. Ich schalte hier auch vollständig unsere Mission in Süd-Rhodesia aus, die zurzeit nur einen Priester auf unseren drei Hauptstationen hat; ich selbst werde in den nächsten Tagen der zweite in Triashill sein, das als größte Station der ganzen Apostolischen Rhodesia-Präfektur gilt, so stand es geschrieben in der Zeitschrift der Jesuiten, von denen die dortige Präfektur geleitet wird. Ich spreche also nur von Natal und der Kapprovinz. Das ist nun das Bitterste: eine so reiche Aussaat getan zu haben und so wenige Leute zu besitzen, die nun ernten könnten. Die Aussaat ist auch wirklich groß, wenn man bedenkt, daß in knapp 40 Jahren 31 große, weit ausgedehnte Zentralstationen mit zum Teil geräumigen, (aber unterdessen schon wieder zu klein gewordenen) schönen Kirchen entstanden sind, mit denen sogar, um auch das einmal zu erwähnen, die Regierung und die Eisenbahnverwaltung rechnet. Die so blühenden Hauptniederlassungen sind umgeben von einem großen Kranze von Außenstationen, die nur zeitweise besucht und seelsorglich betreut werden können. Wenn man das nun sieht und den Betrieb auf den Stationen betrachtet und von der Arbeit hört, die da und dort zu leisten ist, dann erfüllt es einen mit ganz sonderbaren Gedanken. So hörte ich z. B. einmal, daß das Missionsgebiet einer Station, wo ich auch gewesen war, eine Fläche von 2500 Quadratkilometer einnimmt. Und wer hat's zu besorgen? Nur ein Pater, ein einziger nur! Das ist ein Beispiel aus vielen. Von einem anderen Pater hörte ich, daß er eine Art Excurrendo- oder ambulante Seelsorge zu versehen hat. Das Gebiet, das es dabei zu durchwandern gibt, ist ungefähr so groß als die jetzige Tschechoslowakei! Daß da die Christen ihren Priester höchstens nur ein-

mal, oder, wenn es gut geht, zweimal im Jahre zu sehen bekommen, das leuchtet einem jeden auch bei nur oberflächlichem Nachdenken ein, besonders, wenn man bedenkt, daß die Reisebequemlichkeiten, Bahn, Wagen, Fahrrad, Wege usw. eben afrikanisch und nicht europäisch sind, wenn man sie überhaupt hat oder benützen kann. Hätte man für solche Posten einen zweiten, dritten, vierten Missionar, o, was könnte da geleistet werden! Verteilen wir aber unsere etwa 60 Patres auf all die Hauptstationen in Afrika, dazu noch auf unsere notwendigen Nachwuchs- und Sammelhäuser in Europa und Amerika, was für ein Ziffernsatz kommt da heraus? Hätten wir Priester, wir hätten die Seelen der Eingeborenen und Gott hätte die Ehre, die ihm gebührt. So müssen wir zusehen, ohne dagegen aufzukommen zu können, wie die Schwarzen den ungemein zahlreichen Sektionen der Protestanten in die Hände fallen, die über eine große Menge bezahlter Leute verfügen. Ich hörte z. B. von einem Orte, wo unter 700 Leuten 14 Konfessionen vertreten sein sollen. Wie kann nun einer mit 30 Außenstationen seiner Seelsorgspflicht Genüge leisten, ohne sich beizeiten aufzubreiben? Und wieviele unter den 60 sind alt und frank und schwach und nicht mehr leistungsfähig, wie ich's schon einmal bei einer anderen Gelegenheit



In der Mühle

erwähnte. Wenn nicht Hilfe kommt, baldige Hilfe durch opferbereite Berufe, die sich unserer hl. Sache, nein, Gottes hl. Sache, der Rettung der Heidenseelen, widmen, ist weiterhin ein ersprießliches Arbeiten nicht möglich. Doch hoffen wir zuversichtlich, daß die Würdigung unserer Missionsarbeiten von seiten Roms durch Ernennung eines eigenen Apostolischen Vikars und ersten Bischofs aus unseren Reihen in der Person unseres Hochw. P. Generalsuperiors nicht lange ohne Einfluß auf die Besetzung der leer gewordenen oder überhaupt noch nicht besetzten Missionsposten bleiben wird, wie es ja schon die jetzige allmäßliche Hebung zum Besseren beweist. Es ist hier nicht der Ort, die Gründe des Personalmangels zu erörtern, es liegt außerhalb des Rahmens dieses Aufsatzes und es möchte mich dieses zu weit führen. Sicher ist, daß viele sich durch die frühere, gefürchtete Trappistenregel, die gegen die jetzige unvergleichlich streng war, einschüchtern ließen; daß andere durch die Ungunst der Kriegszeit zurückgehalten wurden, daß manche wieder Afrikas vermutliche Wildnis fürchteten, die in der Tat nichts weniger als das ist; daß etliche dann aus persönlichen Gründen ihrem Berufe entzogen wurden, daß auch nicht wenige die ihnen dargebotene Gnade verscherten, verloren, von sich wiesen, sie sind sicherlich nicht glücklich geworden. Kurz vor meinem Abgange aus Europa wurde mir von einem Pfarrherrn erzählt, der nichts hören

kann von Missionen, ohne in Tränen auszubrechen. Er wollte oder sollte einmal selber gehen und — ging nicht! Doch genug davon, die Tatsache allein ist betrübend genug, daß Personenmangel wohl unsere Hauptschwierigkeit ist, der jede andere Schwierigkeit, jede ohne Ausnahme, nachsteht. So auch die örtlichen Schwierigkeiten. In einer Zeitschrift las ich jüngst, daß in einer Diasporagemeinde Deutschlands, 4600 Quadratkilometer groß (also etwa doppelt so groß als die früher erwähnte), die drei Seelsorger in einem Jahre zu Fuß, per Rad, Wagen und Bahn 36169 km zurückgelegt haben. Wieviel legt hier in der Mission der einzige Pater, der alles zu versorgen hat, zurück und wie dazu?! Man macht sich daheim in Europa gar keinen Begriff davon, wie schwer und weit hierzulande die Wege sind. Vor Jahren war es insofern leichter, als die ganzen Gebiete frei daslagen, man konnte reiten und fahren, wo es einem beliebte. Jetzt, wo so viele Farmer sich in der Umgebung der Missionen niedergelassen haben (leider nur in den seltensten Fällen zum Nutzen der Schwarzen und der Missionierung selbst), versperren lästige Drahtezäunungen den oft kürzeren Weg und gebieten, auf Umwegen zum Ziel zu kommen. Oft geht's über weg- und steingleise Bäche, ja Flüsse, die in wenigen Stunden so anschwellen können, daß man nur mit Lebensgefahr hinüber kann, wenn man nicht vorzieht, zu warten, bis einmal das Wasser plötzlich wieder fällt. Ich fuhr auf meiner Reise über manche Wasser, die traurige Erinnerungen wachriefen. Einmal sah ich, wie Eingeborene über einen etwas ange schwollenen Fluß herüberkrabbelten. Geht das mühsam und gefährlich! Und so muß man, ob man will oder nicht, hinüber mit Pferd und Wagen, Auto oder Rad usw. Einmal hatte einer unserer Patres einen längeren Ausritt über den Fluß, der ihn von seiner Station trennt. Als er zurückkam, sah er wilde Wogen, ein Hinüber war undenkbar. Er mußte fünf Tage warten und sich von erbetteltem Brote und ein paar Früchten nähren! Zu den örtlichen Schwierigkeiten gehört unstreitig die Bodenbeschaffenheit des Landes. Das ganze Land ist furchtbar zerklüftet und durchfurcht, ein ständiges Abwechseln von Berg und Tal und Löchern. Und solche Wege, vielfach nur armselige Kraffernpfade, ermüden Ross und Reiter, besonders, wenn beide schon bei Jahren sind. Zu den örtlichen Schwierigkeiten ferner — ich kann ja nur Andeutungen machen, sonst müßte ich ein Buch darüber schreiben — ist die Eigenart der Zulus (Kraffen) zu rechnen bezüglich ihrer Kraalsanlagen. Im Basutoland ist das, wie auch bei den Tembus schon um einen Gedanken besser; da findet man Dorfanlagen, viele Kraale beisammen, wenigstens vielfach. Aber die Zulus belieben, jeder für sich zu bauen, so zwar, daß z. B. die eine Hütte auf einem Bergabhang oben liegt; um zu ihr zu gelangen, hat man hart zu kraseln, ob zu Fuß oder zu Pferd; ist man dort und will man zum nächsten Kraal, geht man längs des Abhangs hin, ein hübsches Stück weiter. Will man zu einem dritten Kraal, hat man vielleicht tief ins Tal zu steigen und eventuell über einen gefährlichen Fluß zu segeln; und ist man unten angelangt, dann bitte, nur weiter hinauf, denn der Kraal guckt von oben herunter. Und so geht es landauf, landab. Nicht wahr, ein schönes Reisevergnügen! Ich sprach dabei kein Wort von Gefährlichkeiten des Weges bei Negen, bei der Hitze, durch Geslein mit Schlangen (hat man doch erst im Januar in Rhodesia eine zwölf Fuß lange Kobra auf der Station Monte Casino erlegt!), durch meterhohes Gras usw. Daß solche Touren nicht nur furchtbar anstrengen, und zuweilen gefährlich, sondern auch ungemein zeitraubend sind, sieht jedermann ein, ebenso aber auch, daß solche weite Wege die Missionstätigkeit, das Gehen des Paters zu den Leuten und das Kommen derselben zu ihm sehr, sehr erschweren. Hätte man also Leute, Missionare meine ich, genug, so wäre damit schon viel gewonnen; denn geteilte Arbeit ist halbe Arbeit. Ein anderer, sehr erschwerender Faktor ist die Antipathie der Schwarzen gegen die Weißen oder, besser gesagt, der verderbliche Einfluß der Weißen auf die Schwarzen, aus dem sich dann notwendig die Antipathie ergibt. Denn auch der Neger ist ein denkender und fühlender Mensch der wohl zu unterscheiden weiß, wo man ihm mit Liebe begegnet und wo man ihn ausnützt zur Füllung des eigenen Beutels u. dgl. Da erzählte mir vor einiger Zeit eine Schwester, wie ein Schwarzer ihr direkt sagte, als die Rede auf die Europeans (Europäer) kam: „Ach, höre mir mit den Europäern auf, wir lieben sie nicht, wir hassen sie.“ „Aber ich bin doch selbst eine Europäerin,“ meinte sie. „Ja Du,“ entgegnete er, „Du und die Missionare seid unfertivegen da, das ist was anderes!“ Hören wir nicht heraus, als hätte er noch hinzugefügt: „Und wir sind — der Europäer wegen da?!” Das fühlt ein Zulukaffer gut heraus und da hält es schwer, ihm die christlichen Begriffe über, nun a sagen wir's:

„Feindesliebe“ beizubringen und die heidnischen Ideen ihm zu nehmen. Und erst, wenn man den sittlichen Einfluß der Weißen auf die Neger bedenkt! Solange der Kaffer Heimarbeiter ist, ist er gut; kommt er aber in die Stadt, verkommt er dort zumeist; ob Mann, ob Weib, sie saugen Europäergift ein und das wirkt. Stellt man sie z. B. irgend eines Vergehens wegen zur Rede, hört man nicht selten als Ausflucht: „Die Europeans machen's ja auch!“ Eine billige, fürwahr, aber nur zu begründete Entschuldigung! Das ist ein schwerer Faktor! Sogar bei Schulinspektionen kann man schon die Unliebe der Kinder merken: sie lassen sogar manchmal den Inspektor „hereinfallen“. Ich war einmal zugegen, als ein solcher im Freien eine Lesestunde gab, vielmehr dem angehenden Lehramtskandidaten erklärte, wie man lesen lehren soll. Nachher kam es zur Debatte, die er selber wünschte. Statt zur Sache zu sprechen, stellte gleich ein Bub den Inspektor zur Rede, warum er denn ein Mädchen habe in der Sonne sitzen lassen, statt im Schatten. „Oh, I am sorry“, „oh, es tut mir leid, ich habe es nicht — gemerkt,“ mußte er zur Antwort geben. Vor anderen Indizien, die auf den eben angegebenen Punkt hindeuteten, will ich nun schweigen, ich würde nicht fertig werden; ich hörte unlängst erst einen Vortrag darüber. Die Tatsache erwähnt zu haben, genügt. Der jüngste Johannesburger Revolutionsputsch gab vielen auch im Union-Parlament viel zu denken. Hätte man nun viele Priester, die unter das Volk können und durch direkte Fühlungnahme es beeinflussen, stände vieles, vieles besser. Ja, wenn wir solche hätten und wenn — das Wenn nicht wäre!! Erst heuer an Ostern kamen auf einer Station die Christen zwölf Wegstunden weit her, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Das sind Opfer. Doch viele Schwarze gibt es, die keinen so „bequemen“ Kirchweg haben. Eine größere Anzahl von Priestern könnte es allen erleichtern. So hängt also doch schließlich alles von den Missionaren ab, davon nämlich, ob sie da sind oder nicht und besonders, wieviele. Es werden vielleicht manche dieser hier kurz angedeuteten Schwierigkeiten denen anderer Länder oder Missionsgebiete ähnlich oder gleich scheinen; doch vergesse man trotzdem nicht, daß jedes Land und Volk seine Eigentümlichkeit hat, die besonders stark in die Wagschale fällt und darum auch diesen und vielen anderen hier noch nicht einmal angeführten Schwierigkeiten ein oder ihr eigenes Gepräge gibt.

Warum ich diese Zeilen schrieb? Ich habe es eingangs angedeutet, um zu zeigen, daß der Erfolg auch in den Missionen nicht immer Hand in Hand geht mit der Anstrengung, die angewendet wird; denn wenig Personal kann auch nur wenig Menschenmögliches erstreben und erreichen. Die Arbeit leisten Menschen, das andere, ich meine Erfolg, gibt Gott! Und den hat der liebe Gott gegeben bis heute! Er läßt sich beinahe mit Händen greifen und wer nicht blind ist, muß ihn sehen. Allein wir dürfen nicht ganz blind vertrauen auf den lieben Gott. Hilf dir selbst, dann hilfst dir Gott, heißt es ganz mit Recht. In unserem Falle heißt das aber: suche Arbeiter, daß Gott deine Arbeit noch viel mehr kröne durch Erfolge! Und das ist nun der zweite Grund, warum ich mich ans Schreiben mache. Es scheint, als wollt ich schrecken durch die Schilderung des Schweren, das die Missionen früher boten, jetzt noch bieten und noch in der Zukunft uns nicht vorenthalten werden. Doch nein, wer sich durch das hier Geschriebene erschreckt fühlt, der ist untauglich von vornherein für den Missionsdienst. Edle Seelen spornt die Schwierigkeit gerade an, um Gott sich selbst anzubieten, sich ganz und gar ihm hinzugeben für das Missionswerk. Solche Seelen suche ich, nicht ich, die Missionsgesellschaft sucht sie, der ich angehöre. Vorgestern erreichte mich ein Brief, in dem es heißt: „Sollte es denn nicht möglich sein, sich eine gewisse Schwungkraft und Begeisterung zu bewahren, selbst beim Anblick all der Arbeit und Mühe und des so vielen Unangenehmen?“ So ist's recht gedacht; denn niemals waren all die Heiligen mehr begeistert für die Sache Gottes, als wenn es Schwierigkeiten über Schwierigkeiten gab — ein, vielleicht das einzige echte Zeichen wahrer Heiligkeit! Solche Seelen, solche Priester ganz besonders sucht der Herr für unser Natal hier in Afrika für uns! Wird er sie finden, diese Hunderte, die sofort hier ausgedehnte Arbeit finden können, wenn sie dem Rufe Gottes folgen? Wenn sich doch der Herr auch dieser armeligen Buchstaben bedienen wollte, um sich Arbeiter zu dingen für den großen Weinberg hier, den seine Rechte sich gepflanzt hat, den sie selbst befruchtet hat mit Menschenschweiß und Gottes Gnade.

